



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie

Stoll, Adolf

Stuttgart, 1923

II. Jugendzeit, Lehr- und erste Wanderjahre, 1750-1782

urn:nbn:de:hbz:466:1-43628

II. Jugendzeit, Lehr- und erste Wanderjahre 1750—1782

Friedrich August Tischbein gehört der zweiten Geschlechtsfolge der ausgedehnten Familie an, die vom Klosterschreiner und -bäcker in Haina in Hessen-Cassel, Johann Heinrich Tischbein (1682—1764) und seiner Frau, der Schlosserstochter Margarethe Hinsing (1691—1772) aus Bingenheim in Hessen-Darmstadt abstammt. Diese Familie hat, was die Zahl ihrer malenden und zeichnenden Mitglieder anlangt, nicht ihresgleichen; haben sich doch nicht weniger als einundzwanzig, darunter vier Frauen, des Namens Tischbein und weitere fünfzehn anderen Namens, darunter zwei Frauen, dazu noch vier allerdings nur angeheiratete Mitglieder, zusammen also vierzig (s. Anm. zur Stammtafel) künstlerisch betätigt!

Die Heimat der Familie, das ehemalige Zisterzienserkloster Haina mit seiner schönen Klosterkirche aus dem dreizehnten Jahrhundert, hat sich allmählich zu einem Dorfe mit zwölfhundert Einwohnern erweitert. Es liegt im kurhessischen Kreise Frankenberg, an der bei Kirchhain in die Lahn einmündenden Wohra, und wurde im selben Jahre, in dem zu Marburg die erste protestantische Universität Deutschlands von Philipp dem Großmütigen begründet wurde, 1527, von diesem verweltlicht und in ein Pflegehaus für männliche Sieche, Fallsüchtige und Irre umgewandelt; jetzt dient es nur für Unglückliche letzterer Art.

Friedrich Augusts Vater, Johann Valentin, war der zweite Sohn des Klosterbäckers; er ist der erste aus der Familie, der sich der Malerei zuwandte und auch allen seinen von ihm angeleiteten Brüdern und deren — wie seinen — Nachkommen die entscheidende Richtung auf diese Kunst gab. Vierzehnjährig wurde er 1729 von einem hessen-darmstädtischen Rat — die Hainaer Anstalt gehörte bis 1811 bei den Hessen —, der sein Talent entdeckte und seinen heißen Wunsch erfuhr, Maler zu werden, mit nach Darmstadt genommen und lernte zuerst in einer Tapetenfabrik, dann, vier Jahre lang bei seinem leider nicht mehr bekannten Wohltäter¹ wohnend, beim Hofmaler J. Chr. Fiedler, und endlich beim Hofmaler J. G. van Freese in Cassel.

¹ Vielleicht der Hessen-Darmstädtische Regierungs-, Konsistorial- und Samtrevisionsrat Zang, der wenigstens 1729 mit dem Amtmann Seidel aus Alsfeld die Anstalt besichtigte (1730, wo der Junge fünfzehn Jahre alt war, taten es Regierungsrat Schmitt und der Rechnungs-Justifikator C. Hermann, die beide aus

Nachdem er einige Jahre in Holland gearbeitet hatte, wo er nach Wilhelm Tischbein (1, 120) „den Prinzen von Dranien und seine Familie“ gemalt hat, nahm er eine Stelle als Hofmaler und Kabinettssekretär beim Herzog Eugen von Sachsen-Hildburghausen an, kam aber von da auch öfter nach Cassel, um Dekorationen für die Oper zu malen. Seine Absicht, sich dort wieder dauernd niederzulassen, wurde 1768 (24. April) durch seinen Tod vereitelt. Seine Witwe, die Stiefmutter seiner Söhne, blieb mit ihrer Tochter noch eine Zeitlang dort wohnen.

Auf einer Kunstreise seiner Eltern — seine Mutter war eine Predigers-tochter aus der Gegend von Gießen — ist Friedrich August am 9. März 1750 in Maastricht geboren; auf solchen Reisen hat auch er drei Viertel seines künstlerischen Berufslebens verbringen müssen, ehe er 1800 in Leipzig, noch etwa für sein letztes Jahrzehnt, eine dauernde, aber auch nicht stets ihn festhaltende Stellung als Nachfolger Osers in der Leitung der dortigen Malerakademie fand.

Und auf einer solchen Reise ist er auch 1812 in Heidelberg gestorben.

Über die ersten zwanzig Lebensjahre Friedrich Augusts ist nur wenig zu ermitteln gewesen; er war sieben Jahre jünger als sein Bruder, der Maler und Baukünstler Ludwig Philipp Tischbein, 1743—1806, über den weiter unten noch zu reden sein wird; wo und wann beider Mutter gestorben ist, weiß man nicht. 1765 bis wenigstens in den Mai 1766 lebte die Familie wohl in Cassel; denn dort hat in dieser Zeit Wilhelm Tischbein, wie er „Aus meinem Leben“ S. 60 erzählt, wenigstens seine zwei Vettern Ludwig und Frig zuweilen besucht und bei ihnen gezeichnet.

Da letzterer bei seinem ersten Besuch in Paris bei Wille (siehe unten), 1772, nach dessen Zeugnis gut Französisch sprach, so hatten sich die Auslandsreisen seiner Eltern wohl auf noch längere Jahre erstreckt, so daß er sich das Französische in dieser Zeit völlig aneignen konnte. Denn in Hildburghausen, wo er noch einige Jahre die Lateinschule besucht haben mag, wird er auf ihr nur wenig Französisch dazugelernt, eher im Elternhause und durch den Verkehr seines Vaters mit den Hofkreisen seine Sprachkenntnisse sich erhalten haben.

Zeichnen und Malen lernte er natürlich zuerst bei seinem Vater; aber durch dessen Tod 1768¹ wird wohl seine Rückkehr nach Cassel nötig geworden

Darmstadt waren). Allenfalls käme noch Fiedlers Busenfreund, der Geheime Rat von Löwenstern als jener Gönner in Frage. Die ihn und Fiedler betreffenden Akten im Darmstädtischen Archiv enthalten nichts über diese Frage.

¹ J. Valentins Witwe hat wenigstens 1779 noch in Hildburghausen gelebt, wo Wilhelm Tischbein sie besucht hat (1, 144). Dieser berichtet 1, 120, er habe bei einem

sein, wo sein Oheim Johann Heinrich der Ältere nunmehr sich seiner annahm.

Durch diesen, der viel für die fürstliche Familie in Arolsen arbeitete¹, ist er auch wohl dem Fürsten Friedrich zu Waldeck (regierte 1765 bis 1812) vorgestellt und empfohlen worden.

Dieser war 1743 geboren, trat in niederländischen Militärdienst und stand als Generalleutnant 1793 und 1794 in Holland gegen Frankreich zu Felde². Er war ein geistreicher, gebildeter, aufgeklärter Fürst, liebte und unterstützte Kunst und Wissenschaft, sammelte Kunstwerke und zeigte sich immer gütig und freigebig, auch gegen die französischen Emigranten.

Dadurch wie durch die Nöte seiner Zeit stand es um seine und seines Landes Geldverhältnisse nicht eben gut, so daß die Wohlthaten, die er unserm Künstler erwies, doppelt verdienstlich erscheinen³.

Er hat diesen gewiß bei seinen Besuchen in Cassel öfter gesehen und nach des Oheims Auskunft über ihn besonderen Anteil an ihm genommen. Daß der junge Mann sich aber auch vor der Reise nach Paris in Arolsen

Tierhändler in Amsterdam „im blauen Jan“ das oben erwähnte Gemälde dieses Oheims Valentin gefunden, „den Prinzen von Oranien und dessen Familie“ darstellend. — In Hildburghausen sind deren wohl noch mehrere, verzeichnet finde ich allerdings nur in den Bau- und Kunstdenkmälern von Sachsen-Meiningen (S. 177) ein Bildnis des Herzogs Joseph „von Tschheim“, unter dem man wohl nur Valentin verstehen kann. Über den naheliegenden Besuch der sogenannten „Gelehrten Schule“ daselbst durch seine Söhne ist weder im dortigen Archiv noch in der Schule etwas zu ermitteln gewesen.

Das Kirchenbuch daselbst bietet über den Vater nur zwei Notizen: 1. daß er am 24. April 1768 dort gestorben ist, während sonst überall 1767 zu lesen steht, 2. daß er am 9. August 1765 mit der „Demoselle bei der ältesten Prinzessin, Fräulein Elisabeth Faure“, kopuliert worden ist.

¹ C. Weinig a. a. O. S. 3, 14, 29 u. ö.

² Der Eintritt in fremde Dienste war bei der Geringfügigkeit des waldeckischen Truppenbestandes in seinem Hause üblich: Der letzte Graf aus der Wildunger Linie, Georg Friedrich, 1664—1692, bekämpfte rühmlich die Türken als Kaiserlicher und Reichsfeldmarschall, als Niederländischer die Franzosen (im dritten Raubkrieg); des Fürsten Friedrich eigener Bruder Christian stritt auch nicht ohne Ruhm als österreichischer Feldmarschall gegen Frankreich und starb 1798 in Cintra in Portugal, wo er das portugiesische Heer neugestaltete.

³ Er starb unvermählt. Über sein Porträt von Friedrich Augusts Hand (Tafel 1) sagt Frank, C. Washburns Freund, in den „Grenzboten“ 1914 (3. Vierteljahr) S. 126: „Dies Bild, in dem die Entwicklung des Hof- und Fürstenporträts zum bürgerlichen wie an einem Schulbeispiel abgelesen werden kann, was es in der ganzen, einfachen, fast puritanischen Aufmachung, im Hineinsprechen der heimatlichen Natur und sogar in der ganzen Tönung mit ihren milden, gedämpften Farben ist“ usw. Ein solches von der Hand Johann Heinrichs des Älteren s. Bi. 463.

eine Zeitlang aufgehalten, auch wohl gearbeitet hat, wird wahrscheinlich durch die Grüße, die er von dort an die beiden „Demoiselles Müller und Scipio“ gesandt hat.

Jedenfalls hat der Fürst an des jungen Künstlers Person und an seinen Leistungen Gefallen gefunden.

Denn vom Jahr 1770 ab wendet er dem Zwanzigjährigen zehn Jahre lang Wohlthaten zu und hat ihn dann noch fünfzehn Jahre lang in seinen Diensten gehabt, also ihn ein Vierteljahrhundert lang erhalten. Er hat vollen Anspruch auf die Anerkennung, daß im wesentlichen er ihm den Aufstieg zur Höhe seiner Kunst ermöglicht habe.

Am 28. Juni 1770 setzt er „in Rücksicht der Uns bereits gezeigten Geschicklichkeit dem Maler Dischbein zu Cassel für 2 Jahre je 100 fl. jährlich zu desto mehrerer Aufmunterung“ aus und fügt hinzu, daß „Wir bei seinem fortwährenden Fleiß und erlangten mehreren Wissenschaften gar nicht abgeneigt sind, ihn demnächst eine Zeitlang auf Unsere Kosten in Paris zu unterhalten“. Am 7. April 1771 wird diese Summe sogar auf 100 Taler erhöht. Für dieses Jahr steht der Einundzwanzigjährige übrigens auch im Casseler Staatshandbuch als „Dessinateur“ verzeichnet. Da im nächsten Jahr, 1772, Werner Kobold diese Stelle innehat, so wird Friedrich für dieses Jahr um seiner Studienreise willen sie aufgegeben haben.

Denn am 12. März 1772 sichert der Fürst ihm weiter zu, daß er ihn nach Beendigung seiner Reise nach Paris und Italien zu seinem dereinstigen Hofmaler bestimmt, auch ihm, solange er sich mit seiner Bewilligung auswärts aufhalten werde, 300 Taler hierzu aussege¹. Mit beginnender guter Jahreszeit 1772 muß sich der junge Mann auf die Reise nach Paris begeben haben; seinen ersten Brief von da aber hat, was freilich im September erst festgestellt ward, die Post verloren; er hatte darin von seiner Reise, die er von Mannheim aus sehr bequem mit einem Baron Wengel zurückgelegt habe, und von den ersten zwei Wochen in Paris berichtet; am 21. Juni schickt er von Paris aus wohl sein erstes Probestück, die Kopie eines Porträts des Kardinals von Richelieu († 1642) — bei Weinig im Schloß von Arolsen verzeichnet S. 41 —, das er zwar direkt aus dem Schlafzimmer des Herzogs von Richelieu (1696 — 1788), des Großneffen des Kardinals erhalten, aber nachher als trockene Nachahmung des im Palais Royal befindlichen erkannt habe.

Daß er also, wie Caroline erzählt, Zeuge des Unglücks bei der Hochzeit des Dauphins und Marie Antoinettens gewesen wäre, trifft bei ihm so wenig wie bei seinem neuen Freund Johann Gotthard Müller zu, der

¹ Marburger Staatsarchiv, Dischbein-Akten Nr. 4.

noch vier Wochen nach Tischbein in Paris erschien: die Vermählung hatte schon im Jahr 1770 stattgefunden!

Über seine Studien berichtet er, daß er täglich in einer Privatakademie nach dem Leben und bei sich nach Gips zeichne, von den Kunstwerken aber mehr Nutzen zu ziehen hoffe als von den Meistern selbst, zu deren wirklichen Schülern man sich nur erklären könne, wenn man sich verpflichte, deren Manier anzunehmen, „von der ich mich bis auf diese Stunde noch nicht habe überreden lassen, daß sie die wahre und schöne Nachahmung der Natur sei“. Mit Aufmerksamkeit betrachte er aber die Kunstwerke im Luxemburgischen Kabinett, in Kirchen und Klöstern.

Was ihn häufig beengte, war die Unregelmäßigkeit, mit der seine Bezüge von der Hofkammer in Urolsen eintrafen; schon im Juli des ersten Jahres beklagt er sich in einem seiner Briefe an den Regierungsrat Frensdorf, den Oheim seiner späteren Frau¹, dem er sich vertrauensvoll in allem erschließt, schon seit vierzehn Tagen erfahre er die unselige Wahrheit des Sprichworts «être gueux comme un peintre», und daß deshalb, während ihm über seinen Arbeiten die Tage zu Stunden, jetzt die Stunden ihm zu Tagen würden.

Das ist auch nicht besser geworden während aller seiner Reisen, ja während seines ganzen Dienstverhältnisses zu dem Fürsten, der ihm ja stets sehr freundlich gesinnt blieb, aber wegen eigener öfterer Geldverlegenheit mit seinen wiederholten Weisungen an die Hofkammer, in denen er ihr Ordnung in dieser Sache einschärfte, dies nicht durchsetzen konnte. Es hatte dies nur das eine Gute, daß er später den Urlaub seines Hofmalers öfter sehr ausdehnen mußte.

¹ Die Brüder Hof- und Kammerrat Karl Theodor (1725—1793) und der Wirkliche Geheime Rat und Kammerdirektor Georg August Frensdorf (1740 bis 1819), Söhne des Hof- und Kammerrats August Frensdorf (1693—1755), stellten schon die vierte akademisch (meist juristisch) gebildete Geschlechtsfolge der aus Anhalt zugewanderten Familie dar. Der ältere Bruder hatte elf Kinder, der hier genannte jüngere, der nach Caroline „sich im ledigen Stande gefiel“, mag dies damals noch getan haben, heiratete aber dann später noch Dorothea Stückenbrück, scheint jedoch keine Kinder gehabt zu haben. Die im Alter zwischen beiden Brüdern stehende Schwester Dorothea Magdalena (1738—1809) war das achte unter zwölf Geschwistern und verheiratete sich mit dem aus Pattenfen in Hannover zugewanderten Friedrich Hartwig Müller (1717—1789), dem sie zehn Kinder schenkte. Das fünfte von diesen war Sophie Fr. Joh. Augustine (1761—1840), die Tischbeins Gattin wurde. Das neunte war die von Caroline genannte Antoinette Maria, 1770 geboren. Das sechste und achte, Wilhelmine (geboren 1763) und Friederike, beide hier und im Anhang erwähnt, hielten am 23. Juli 1787 Doppelhochzeit mit dem Rentmeister Ludwig Schmidt in Schmalkalden und dem Bauverwalter (später Bausekretär) Georg Ludovici in Cassel. Der dritte unter den Geschwistern war der von Caroline hier genannte Oheim August Christoph, 1757 geboren, der ledig blieb.

Trotz seiner Nöte besucht aber der bildungsdurstige junge Künstler auch die großen Theater und ist besonders von der Komödie entzückt; „nie hätte ich geglaubt, daß man mit so vieler Kunst, Wahrheit und Geschmaç spielen könne!“

Ein billiges Vergnügen war es für ihn, mit seinen Maleraugen die „in ihrer Art einzigen Promenaden, die Spaziergänger, die schönen roten (geschminkten!) Wangen, die prächtigen Kleider, die kostbaren Equipagen zu betrachten“.

„Den berühmten Vestris sah ich tanzen und bewunderte ihn; nach ihm aber erschien Mademoiselle Allard, und ich — vergaß ihn.“ „Mit vieler Bescheidenheit spricht Vestris von sich: «il n'y a que trois grands hommes du monde: Vestris, le roi de Prusse et Voltaire»¹.“

„Unter der Statue des fünfzehnten Ludwig hat man mit goldenen Buchstaben geschrieben: «Ludovico optimo principi quod ad Scaldim, Mosam, Rhenum victor armis pacem et suorum et Europae felicitatem quaesivit.» Ich habe immer fragen wollen, warum man unter die neuesten Denkmäler lateinische Inschriften setze: bei dieser sehe ich den Nutzen ein.“

Er bittet auch damals schon, zwei junge Damen, die Demoiselles Müller und Scipio, bestens von ihm zu grüßen: es ist dies aber nicht seine spätere Frau, sondern die von Caroline genannte „Tante Nettchen Müller“ (siehe S. 15, Anm.); er hat also schon vorher in Arolsen gelebt und ist mit dieser Familie schon damals bekannt gewesen (vgl. S. 14).

Dem in Paris auch bekannten Frensdorf schildert er das neue Kolosseum² in den Champs Elysées nach seinem Bau, seiner Einrichtung und seinen Vergnügungen, seinen Schifferstechen (joutes), Pantomimen, Feuerwerken, die sich drängende Menge der Damen, die es mit ihren künstlichen Haargebäuden, roten Wangen, kleinen Hündchen, mit der Menge ihrer Anbeter und Bedienten einander zuvorkun wollten, die „foire d'Ovide“ auf der Place Louis XV., bei der sich die schöne Welt zweimal wöchentlich treffe.

Er berichtet von seinen Besuchen in Versailles und Marli, mit ihren tausend Herrlichkeiten, von denen er noch träume. „Noch kann ich mich nicht entscheiden, ob ich durch die Ansicht der vortrefflichen Malereien Mut gewonnen oder verloren habe.“

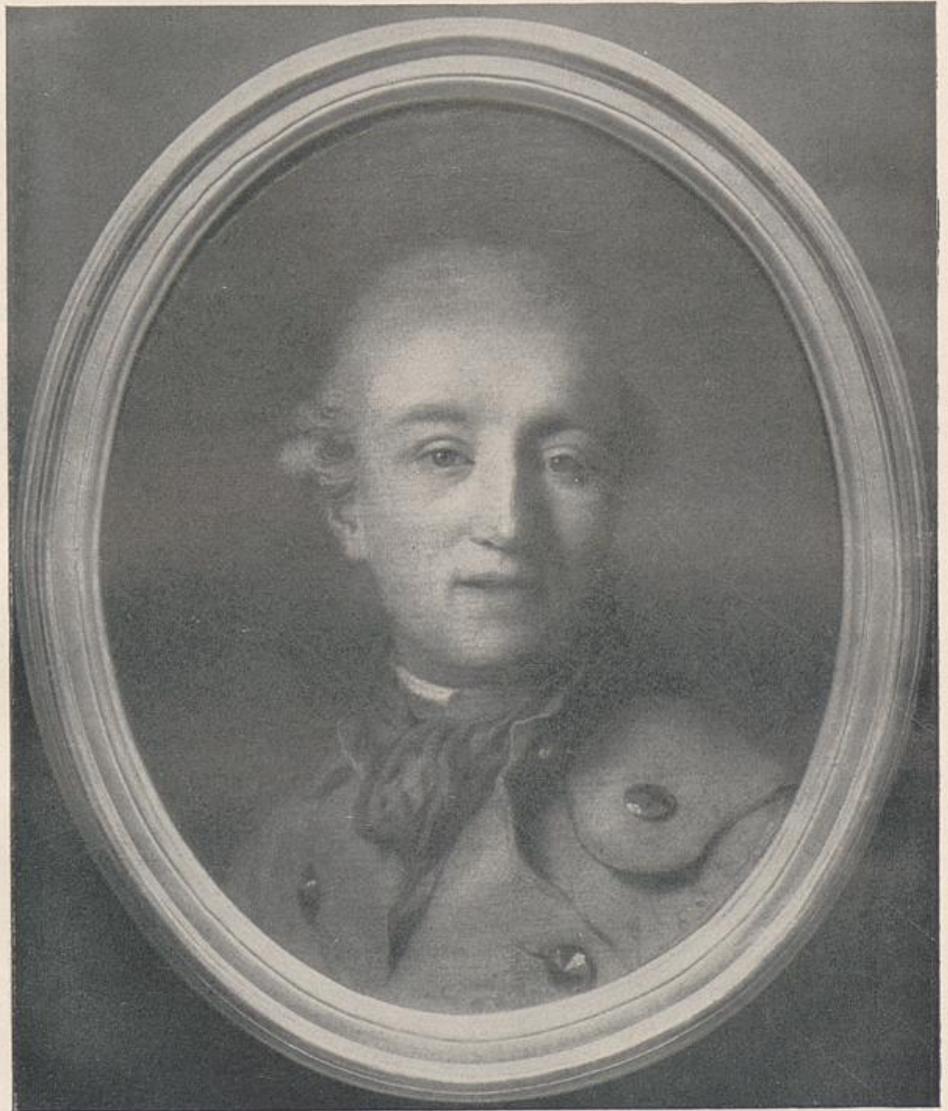
„Malen und Zeichnen sind meine Geschäfte, Lesen und gute Sachen

¹ Gaetano Vestris, das Haupt der berühmten Tänzerfamilie (1729—1808), nannte sich den „Gott der Tanzkunst“, hat auch das obenerwähnte Urteil oft ausgesprochen und die Konkurrenz der Allard dadurch beseitigt, daß er sie kurzweg heiratete.

² Aus Mangel an Zulauf mußte es indessen nach zehn Jahren, 1780, wieder eingehen.



Friedrich Fürst zu Waldeck und Pyrmont



Johann Gotthard Müller

sehen mein Zeitvertreib, 240 Livres auf drei Monate auszudehnen meine einzige Sorge!“

„*«Fronte capillata est, post haec Occasio calva¹»* ist mein Wahlspruch, „sie flieht, ja sie flieht zu schnell, die unwiederbringliche Zeit“, sind beim Eintritt der Nacht meine täglichen Seufzer!“

Zwei Jahre lang setzen nun die Briefe aus; aber in Paris ist er während dieser Zeit geblieben; dies bezeugt² der berühmte Kupferstecher Johann Georg Wille aus Gießen (1715—1808), der sich ganz in Paris niedergelassen hatte und in seinem gastlichen Hause neben seinem Schüler J. Gotthard Müller auch dessen Freund Tischbein öfter und gern empfing; Wille war ein fröhlicher, zu Lachen und Scherz aufgelegter Mann, und unter seinen Schülern und anderen, denen Tischbein auch bekannt wurde, Parizeau, Vangelisti, Weber (aus Bern), Baader, waren stets welche, die auf den tagelangen Zeichenpartien nach Longjumeau und anderen Orten der Umgegend, die Wille meist im Herbst mit ihnen unternahm, die Gesellschaft in fröhlichster Laune erhielten. Mit diesem Gotthard Müller (1747—1830) hat Tischbein in Paris wohl am besten gestanden, vielleicht gerade wegen ihrer von Caroline erwähnten Verschiedenheit; er war der Sohn des Schulzen von Bernhausen bei Stuttgart, und sein gewalttätiger Herzog hatte ihn, der Theologe werden wollte, nun gerade zum Kupferstecher bestimmt! Den unten erwähnten Besuchen Tischbeins, 1780 und 1782 in Stuttgart, 1781 in Paris, entsprachen solche Müllers bei ihm in Arolsen 1785 und in Leipzig 1801. — Müllers zweiter Sohn Karl, 1806 in Leipzig gestorben, war auch im Tischbeinschen Hause freundlich aufgenommen. Schon in Paris, 1773, hat Tischbein Müller gemalt (siehe Tafel 2³).

Wille selbst berichtet am 12. April 1772, daß ein junger, kürzlich dort eingetroffener Maler, Msr. Tischbein, ihn besucht und ihm Briefe von seinem Oheim J. Heinrich Tischbein in Cassel, einem Frankfurter, Kraus, und einem Graveur Kobell gebracht habe; er spreche gut Französisch und scheine ein sehr netter, junger Mann zu sein; er habe bei ihm zu Abend gespeist;

¹ Nur an der Stirne hat die Gelegenheit lange Locken, dahinter ist sie kahl (muß also an der Stirnlocke gefaßt werden). (Aus Catonis disticha, II, 62). —

² In seinen *«mémoires et journal»* 507 u. ö. (1857).

³ Berühmter noch in seinem Fache ward sein Sohn Friedrich (1782—1816), der Stecher des Johannes und der Sifstina; auch dessen Sohn Karl (1813—1881) ward Maler. — Von den zehn Kindern Gotthards leben ihm zahlreiche Nachkommen seines wie der Namen Hägelin, v. Sternensfels, Smelin, Hartmann, Göz, von Schertlin, Pfeiffer; der letzte, Professor Berthold Pfeiffer (Sohn des Germanisten Franz Pfeiffer) hat des Urgroßvaters Leben beschrieben in den Schriften des Württembergischen Altert.-Ver. (1880/81).

am 30. August erwähnt er, daß Tischbein an einem der erwähnten Ausflüge teilgenommen habe, ebenso am 5. September 1772 und im August 1773. Auch für 1774 bezeugt er Tischbeins Anwesenheit in Paris durch die Erwähnung des Besuchs, den der hessische Gesandte von Beltheim mit Tischbein ihm abgestattet habe.

Ein Brief Tischbeins vom 15. Dezember 1774 begleitet denn wieder drei nach Arolsen gesandte Genrebilder eigener Erfindung mit einer Erläuterung: 1. „Dame N.“, 2. „Hannchen, von einer Biene gestochen“, und 3. „Der erwischte Abt“.

Am 19. Januar 1775 schreibt der Negociant N. Gundelach in Cassel an Frensdorf, er habe von Paris, wo er sich drei Monate aufgehalten, von Herrn Tischbein in Paris zwei Schreiben mitgebracht und an ihn weitergeschickt; „Herr Tischbein befindet sich recht wohl“, fügt er hinzu, „und ist besonders fleißig, beklagte sich aber, daß er seinem gnädigsten Fürsten nicht mehr seiner Arbeiten übersenden könne, indem die Modelle, um nach der Natur zu malen, in Paris zu sehr kostspielig wären, so daß er Nebenarbeit suchen müsse, um sich eine Beihilfe zu verschaffen, der ohnehin teuren Lebensmittel nicht zu gedenken; er hat aber verschiedenes für seinen gnädigsten Fürsten angefangen.“

In einem — gut geschriebenen — französischen Brief vom 5. Dezember¹ 1775 dankt Tischbein dem Fürsten für ein Geldgeschenk, das dieser seinem letzten Vierteljahrsgehalt zugelegt habe, und entschuldigt die geringe Zahl der Proben seiner Fortschritte, die er habe einsenden können. Es fehle ihm dringend ein „Mannequin“², eines der nötigsten und nützlichsten Geräte für einen Künstler, die nur in Frankreich hergestellt würden und in mittelmäßiger Beschaffenheit 25, in guter 100 Louisdor kosteten! Auch die geringste Sorte durch Ersparnisse sich zu erwerben sei er bis jetzt nicht imstande gewesen. Dabei erzählt er, er habe schon vor zwei Jahren für den Herzog von Zweibrücken³ unverhoffter- und glücklicherweise ein kleines Bild malen dürfen, das dieser vorausbezahlt habe, und da es dem Besteller gut gefallen, noch ein zweites; sodann für einen französischen Präsidenten ein Kniestück in Lebensgröße, das ihm nicht nur den Beifall der größten Künstler eingetragen habe, sondern auch ein Geschenk von 30 Louisdor. Auch ein viertes Bild, eine französische Familie, drei Personen in halber Lebensgröße, im Kostüm

¹ Am 14. Dezember schreibt er noch ausführlicher über die folgenden Dinge an Frensdorf.

² Glederpuppe; vom deutschen Männeken, Männchen.

³ Christian IV., geb. 1722, regierte 1734 bis 1775. Er war der Großvater des bayrischen Königs Max Joseph, 1806—1825 (1799—1806 Kurfürst).

Henri IV., habe er malen dürfen, an dem er viel gelernt und zu dessen Ausführung ihm wieder, worauf er stolz sei, die Glückwünsche der Künstler zuteil geworden seien.

Aber zu solchen Bildern mußte er immer, wie er schreibt, weil er nicht bloße productions du génie schaffen wolle, sich Modelle verschaffen (wie man sie nur in Paris, London und Rom, aber an keinem kleinen Orte haben könne), um sich nach der Natur zu berichtigen, und das zehre alles Errungene auf.

Drei Bilder werde er aber doch demnächst schicken, 1. „ein Gegenstück zu der alten Frau“, 2. eine „Nachahmung nach Rosalba“ und 3. „Peter den Großen“, und wenn er gar den Mannequin habe, so werde er sofort einige schon ausgewählte und skizzierte Sujets schicken.

Deutlicher noch schreibt er in dem unten erwähnten Brief an Frensdorf, die Künstler-, ja selbst die nötigen Lebensbedürfnisse hätten ihm gemangelt, er habe Not gelitten; erst habe er unentgeltlich Pariser Bürgern Porträte gefertigt, um nur etwas bekannt zu werden.

„Wie sehr man hier auf das Außere sieht, ist Ihnen bekannt. Um also einigermaßen Zutrauen bei den zu malenden Personen zu verdienen, mußten Kleider und Wohnung verbessert werden. Erst seit fünf Wochen bin ich in eine eingetreten, die ich auf ein Jahr habe mieten müssen, was ich tat in der Hoffnung, der Fürst werde mir bis dahin vergönnen, hier zu bleiben und zu einiger Entschädigung zu kommen.“

Sein Plan war nun, die Wintermonate (1775/76) auf „Unkosten einiger Pariser“, die er malen wolle, zur Tilgung seiner kleinen, durch Zwang verursachten Schulden und zur Erwerbung eines Mannequins zu verwenden, und er ersucht Frensdorf, den Fürsten um einen Beitrag dazu zu bitten; ein Jahr der soeben ihm verheißenen hinreichenden Unterstützung werde ihm drei Jahre und mehr wert sein. Habe er erst das Nötigste und erhalte er es regelmäßig, so solle der Fürst ihn mit der größten Strenge richten dürfen. Bis zur ersten Post, die ihm melde, was er zu erwarten habe, werde er Stunden und Augenblicke zählen!

Er schließt: „Ob ich die Reise nach Italien noch für nötig halte! Diese Frage hat etwas Grausames! Mein Fürst bestimme dessen Kürze, er streiche sie aber ja nicht ganz aus dem entworfenen Plan aus!“

In der Nachschrift verspricht er die begehrten Kopien im Januar 1776 mit einer sicheren Gelegenheit einzusenden.

Am 10. Januar 1776 hat er denn wirklich die durch Dekret vom 30. Dezember 1775 erteilte Erlaubnis zur Verlängerung seines Pariser Aufenthalts und eine Zulage zu seiner Pension erhalten und strömt nun über von Dankfagungen. Er freue sich ja selbst auf die Heimkehr nach Arolsen,

bittet aber erneut, daß die italienische Reise diesem frohen Augenblicke für ihn vorangehe! „Sie haben einen Künstler in Ihrer Nachbarschaft“ — er meint seinen Oheim in Cassel —, „dem ich nicht eher unter die Augen treten möchte, als wenn er nicht mehr Ursache haben wird, sich seines Schülers zu schämen!“ Er bittet, ihm dasjenige Geld, das seine Rückreise nach Deutschland gekostet haben würde, 15 oder 16 Louisdor, für den Mannequin zu bewilligen, wozu er die noch nötigen zehn mit der Zeit aus seiner Pension zu ersparen gedenke. Diese Bitte „sei ihm nur durch das heftigste Verlangen abgezwungen, seine Progressen zu des Fürsten Genugtuung zu beschleunigen“. Nach der Benützung dieses Gerätes für Gemälde, die der Fürst wünsche, werde er sie im September „mit einigen Gipsen“ nach Arolsen schicken, und dann, wenn der Fürst es genehmige, die Reise nach Italien antreten. „Wahr ist es,“ schließt er, „meine Reise wird das im Anfang gesetzte Ziel überschreiten, mein hoher Gönner wolle aber die Schuld davon einzig auf die Hindernisse werfen, die ich im Laufe meiner Studien angetroffen habe. Ich beteure bei meiner deutschen Ehre, daß ich mich unermüdet beeifern werde, mich in dem Dienste meines Wohltäters zu erhalten und nur seine Gnade und sein Zutrauen zu verdienen!“

„Sie fordern mir eine Versicherung bei meiner Ehre ab, daß ich nach Verlauf der Reisen wirklich in die Dienste Sr. Durchlaucht treten wolle! und zwar zu Arolsen. Sie haben mich dadurch erschreckt! Hat mein Fürst, haben Sie vergessen, daß ich ein Deutscher bin? Da ich dankend hochdessen Unterstützung annahm, tat ich damals nicht zugleich die heiligste Versicherung, daß ich es als ein wahres Glück ansehen würde, ihm dereinst brauchbar zu werden und ihm Fleiß, Mühe und Gaben weihen zu dürfen? Ich müßte es als ein Unglück ansehen, wenn man mich fähig glaubte, durch die Aussichten gewisser Vorteile in Paris verführt, die Pflicht der Erkenntlichkeit und Rechtschaffenheit zu verkennen!“

Wir wollen hoffen, daß er den Mannequin doch noch bekommen hat — aus Rußland hat er später, nach dreißig Jahren, zwei französische nach Leipzig mitgebracht, und er erklärt, sie nicht lange entbehren zu können, und das läßt allerdings fürchten, er habe seinen Wunsch nach einem solchen doch früher nicht befriedigen können.

Aus all diesen Mitteilungen Friedrichs selbst geht nun endlich hervor, daß er nicht bloß, wie man mehrfach, selbst bei seinem Enkel, Friedrich Franz Wilken, lesen kann, zwei Jahre, 1770—1772, sondern daß er fast fünf Jahre hintereinander, vom Frühjahr 1772 bis Januar 1777, in Paris studiert hat und von da unmittelbar nach Italien gereist ist.

Im Januar 1777 trat er diese Reise an, und sein erster Brief aus Rom, vom 29. April 1777 datiert und an Frensdorf gerichtet, lautet wie folgt:

„Wünschen Sie mir Glück, nun bin ich zu Rom und nicht mehr zu Paris, wo mir der Eigensinn des Schicksals nur diejenigen Vorteile darbot, die ich glaubte ausschlagen zu müssen, und diejenigen versagte, um derenwillen ich hingekommen war.

Was mir nun am empfindlichsten bei der Sache ist, ist, daß daselbst der Zweck unseres gnädigsten Herrn nicht hat erreicht werden können, folglich auch der meinige nicht. Doch hier in Rom kann und wird vielleicht alles beigebracht werden. Kein vortrefflicherer Aufenthalt für einen jungen Künstler! Läuft meine kleine Besoldung richtig ein, so steht mir nichts im Wege, und mein Fürst, Sie und die ganze Welt sollen recht mit mir zufrieden sein. Alle Augenblicke werden meinen Studien und meine Studien meinem Fürsten geweiht sein.

Es schien sich alles zusammen verschworen zu haben, meine Abreise von Paris weiter hinauszusetzen und mir den Abschied schwerer zu machen.

Noch zum Beschluß, da ich im Monat Oktober (1776) zur Reise fertig war, überfiel mich eine hartnäckige Selbstsucht. Hierüber kam der unfreundliche Winter herein, das Wetter ward immer schlimmer. Allen Abtraten ohnerachtet machte ich mich im Monat Januar (1777) auf die Reise. Wie sehr habe ich für diese Unklugheit büßen müssen! Die ganze Natur hatte Trauer angelegt, das Wetter war beständig, aber abscheulich. Unannehmlichkeiten und wirkliche Gefahr in Menge, aber wenig Vergnügen! Es ist nur ein Monat Zeit mehr und 14 Louisdor bar Geld mehr daraufgegangen als dazu bestimmt war!

Diesen einzigen Artikel abgerechnet, so ist schon alles davon vergessen, und ich schätze mich sehr glücklich, wohlbehalten hier angekommen zu sein. Zu Bologna und Florenz habe ich eine Menge vortrefflicher Kunstsachen gesehen. Ich übernehme aber nicht, Ihnen zu schildern, wie mir zumute gewesen sei, als ich meinen Einzug durch die Porta del Popolo gehalten! Ich bin noch zu sehr berauscht von der Menge für mich so sehr interessanter Gegenstände, die ich zu schnell aufeinander gesehen. Nur im Vorbeigehen muß ich Ihnen sagen, daß unter anderen Kunstsachen auch hübsche Mädchen hier sind. Doch scheinen sie weder das Sanfte und Empfindsame unserer Schönen, noch den mutwillig tändelnden Reiz der Französinen zu haben. Die schönen Züge der Römerinnen sind gewöhnlich durch eine stolze Miene oder verächtlichen Blick verfinstert; Elastizität und kleine Füße sollen selten unter ihnen sein. Von Lesen und Küssen und Seufzen sollen sie auch

nicht viel machen. Mit einem Wort, die deutschen Mädchen sollen leben!

Was übrigens die hiesige Gesellschaft angeht, soll nicht viel Vergnügen für den Fremden darin zu holen sein. Hierüber bin ich vollkommen getröstet. Denn die meinige wird bestehen in einigen lebendigen Künstlern, toten Statuen und Bildern und in einigen gedruckten Büchern.

So gerne ich hier bin, so leugne ich nicht, daß ich mit Freuden an meine sich nähernde Rückkehr nach Arolsen denke, und in diesem Gedanken suche ich Rom so schnell als möglich zu nutzen . . .“

Nur noch ein Brief ist aus Rom und Italien überhaupt erhalten, vom 12. Dezember 1777, auch an Frensdorf gerichtet. Es heißt darin unter anderem: „Was soll ich Ihnen wünschen (denn gewünscht muß sein)? Gesundheit und Reichtum und Ehre ist ein allzu allgemeiner Wunsch und versteht sich am Rande. Ich will Ihnen also zur Veränderung Negatives wünschen, und das ist, daß Sie nichts Böses, nichts Unangenehmes im Genuß des Glückes je stören möge! Das versteht sich mit einiger Einschränkung: denn ein bekannter Dichter sagt:

Picciol martire
avrebb' il desire
del dolce et caro
senza l'amaro¹.

Ich leugne nicht, daß es mir ein wenig Mühe kostet, dem Dichter gänzlich Beifall zu geben, und das zwar gegenwärtig darum, weil ich wieder im Artikel l'amaro bin; ob das dolce bald nachfolgen wird, wird sich zeigen. Dieses zu erklären muß ich sagen, daß in wenig Tagen wieder drei Quartale meiner Pension rückständig sind! Daß ich zu unklug gewesen bin, dies nicht zu befürchten, vermehrt meinen Verdruß.

Übrigens wird mir Rom von Tag zu Tag interessanter. Zu meinem größten Vergnügen sind meine Augen gegenwärtig in einem weit besseren Zustand als sie jemals in Paris gewesen, ohnerachtet daß ich ihnen nicht wenig zumute. Denn die Menge der vortrefflichsten Kunstwerke, die ich alle während meines Hierseins benugen möchte, hat mich in eine Hitze gesetzt, die sich nicht schildern läßt. Auf diese Art werden mir die Tage zu Stunden. Den deutschen Raphael, das heißt den cav. Mengs, habe ich den Vorteil zu kennen und zu benugen. Ich bin versichert, daß nicht ein Künstler

¹ So mögen die ähnlich noch in Italien zu hörenden Verse gelautet haben, die Tischbein unrichtig wiedergibt; ihr Sinn ist etwa: nicht übel wäre es, sich Unangenehmes und Liebes wünschen (zu dürfen), ohne daß (unter der Bedingung, daß nicht) Bitteres mit diesem verbunden wäre.

gewesen, der die Theorie der Kunst in eine so gute systematische Ordnung gebracht hat, folglich nicht so nützlich wie Mengs im Umgang ist. Was das Malen selbst anlangt, so ist bekannt und unleugbar, daß derselbe den ersten Rang wenigstens unter den lebenden Künstlern hat. Aber von seinen Hervorbringungen, sowie von vielen schönen andern Sachen wird es am besten sein, sich einst mündlich zu unterhalten.“

Diese Bemerkung über Mengs ist somit das einzige, was wir von seinem Verhältnis zu andern Künstlern, die etwa auf ihn eingewirkt haben könnten, vernehmen.

Auch für theoretische Kunstbetrachtungen hat Tischbein, wenn auch weniger in jenen Jahren, lebhaftere Teilnahme gehabt und sich da, keiner Berühmtheit sich fügend, bestimmte eigene Ansichten gebildet. Als der Dessauer Geh. Rat Kode ihm im Februar 1798 drei Aufsätze über Laokoon, einen von Goethe und zwei vom Archäologen Aloys Hirt aus Weimar mitbrachte, schreibt er an Böttiger: „Sehr geneigt, alles gut zu finden, was Goethe sagt und schreibt, las ich den seinigen zuerst. So schön ästhetisch und methodisch er auch immer sein mag, so gestehe ich dennoch frei, daß er mir im wesentlichen bei weitem nicht so treffend erschienen ist, als die beiden des Herrn Hirt es gewiß jedem Künstler sein müssen. Wahrheit und die größte Deutlichkeit sind unverkennbare Vorzüge der beiden letzten, und seine Urteile sind nicht bloß aus dem Umgang mit Künstlern noch aus Büchern, sondern aus den Kunstwerken selbst herausgesehen und erlernt. Alles zeugt von dem richtigsten Kunstgefühl, durch helle Überzeugung befestigt. Alles was er über den höchsten Zweck der Kunst sagt, ist, so sehr es zwar von Lessings, Winkelmanns und Goethes Behauptungen abweicht, nach meinem Bedünken unumstößlich.“ (Es folgen noch drei Seiten weitere weniger wichtige Urteile.)

Wie er in Paris außer mit dem ihm freundschaftlich nahestehenden David wohl auch in Berührung stand mit Greuze, Fragonard, der Vigée-Lebrun, und von ihnen, wie von den damals so berühmten Bildern eines Boucher, Vanloo¹ und anderen gewiß zu lernen suchte, auch, trotz seiner schon zu Beginn seiner Pariser Studien geäußerten (s. o. S. 15) Absicht, keines Meisters Manier anzunehmen, sich nicht jeder Beeinflussung durch sie entziehen konnte, so sind wahrscheinlich nun auch in Italien die englischen Bildnismaler in seinen Gesichtskreis getreten; schon in Rom lernte er englische Kreise kennen; er hat da am 13. Mai 1778 das schöne Bild der Lady Hervay-Foster (s. Verzeichnis) gemalt, und in Neapel, wohin er noch in diesem oder im folgenden Jahre übersiedelte und andert-

¹ Er nennt freilich keinen einzigen dieser Namen.

halb bis zwei Jahre gearbeitet hat, konnte er der englischen Kunst nicht fremd bleiben; denn diese war am Hofe von Neapel, für den auch Tischbein arbeitete, in jenen Jahren obenauf und fand auch durch den englischen Gesandten, Sir William Hamilton, der später Wilhelm Tischbein für seine archäologischen Studien ganz in Beschlag nahm, eine feste Stütze; in diesem Jahre war auch der große englische Porträtist Romney in Italien. Von dieser englischen Kunst, die unter Verzicht auf Kokoko-Manieren und Klassizismus frisch und in gesunder Natürlichkeit an ihre Aufgaben herantrat, konnte nur ein guter Einfluß ausgehen, und wie er auf Anton Raff nicht ohne Wirkung blieb, so hat ihn auch Tischbein erfahren. Deshalb steht aber doch fest, daß weder Franzosen noch Engländer seinen Charakter als selbständiger deutscher Künstler haben ändern können.

Während Friedrich in Neapel war, erschien sein Vetter Wilhelm, gegen Ende 1779, in Rom, ging sofort zu Friedrichs Hausleuten¹ und fand da einen Brief von ihm für sich vor, worin er ihm seine Wohnung bis zu seiner Rückkehr nach Rom überließ. Was er weiter erzählt, zeigt so recht, wie Friedrich Augusts lebenswürdige Freundlichkeit auf die einfachen Gemüter seiner römischen Hausgenossen gewirkt hatte.

„Ich zog gleich ein“, heißt es da (I, 163), „und fand bei den Leuten ein Porträt meines Veters, das sie zu sich hinaufgenommen hatten², und vor dem ebenso eine Lampe brannte wie vor den Bildern der heiligen Maria. Mit Freuden stürmten sie auf mich zu und schätzten sich glücklich, einen Verwandten von dem Engel il Signor Federigo zu sehen³. Ich war sehr begierig, seine Zeichnungen und Studien zu sehen. In der Arbeitsstube stand ein angefangenes Bild vom fröhlichen Anakreon, wie er mit Rosen und Lilien umkränzt war. Zwischen den Zeichnungen, welche ich durchsah, fand ich zu meiner großen Verwunderung Figuren von Tänzern, schwarz und rot koloriert. Das kontrastierte sehr mit meinen Erwartungen von den Künstlern in Rom, sowie mit meinem Vorsatz, hier allen Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt zu entsagen.“ — Am 24. Januar 1783 kam Wilhelm zum zweitenmal nach Rom. „Ich bezog meine alte Wohnung in der Strada Baboina⁴,

¹ Es war das spießbürgerliche, aber kreuzbrave alte Ehepaar Collina, s. Frdr. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900, 1907, S. 110; doch nimmt Noack auch da an, daß Tischbein seit 1771 in Rom gelebt habe. Bei den Alten lebten auch einige Jahre die Maler Fr. Bury und J. G. Schüg.

² Sie hatten ein Loch im Fußboden ihres oberen Zimmers, um sofort auf jeden Ruf ihren Mieter bedienen zu können.

³ Die folgenden Zeilen s. o. S. 7.

⁴ del Babuino, Nr. 51, im Norden der Stadt, links des Tibers, mündet von Süden auf die Piazza del Popolo.

und fand hier noch alles, wie ich es verlassen hatte: die Lampe brannte noch ebenso vor dem Porträt des Signor Federigo wie vor dem Bilde der santissima vergine madre Maria. Ebenso unerschöpflich war sie in dessen Lobe; sie benannte ihn nach wie vor: „un puro angelo, garbato ed amabilissimo, un Santo della prima classe, gentile, polito, nobilissimo e di buon cuore e delle più scelte qualità, come un christiano può essere“¹. Da ich nun fratello carnale² del Signore Federigo war, und die guten Leute auch die Ähnlichkeit der Blutsfreundschaft in mir zu finden glaubten, so ward ich bei ihnen auf die nämliche Art aufgenommen und mit aller erdenklichen Dienstfertigkeit und Gutmütigkeit behandelt. — Hier kamen mir nun all die Vorteile zugut, die jemand genießt, wenn er vortreffliche Verwandte hat, die bei den Menschen in Liebe und Achtung stehen; dies erfuhr ich sehr oft in meinem Leben. Wo meine Oheime und Vettern gewesen waren, fand ich überall eine gute Aufnahme; ja, oft wollten die Wirte von mir gar keine Bezahlung nehmen, weil sie, wie sie sagten, noch Schuldner wären für so viel Vergnügen, welches Kunst und Freundschaft meiner Vettern ihnen gewährt hätte³.

Aber auch hochgestellte Personen wurden durch Friedrich Augusts Wesen ganz für ihn gewonnen: das Urteil des geistreichen Erbprinzen August von Gotha sei hier vorausgenommen (in einem Briefe, wohl von 1795, an den Fürsten zu Waldeck), wo es heißt: «cet habile artiste, dont la rare modestie et les mœurs douces, simples et honnêtes lui ont acquis une estime aussi générale que bien méritée.»

Daß Friedrich 1779 in Neapel war, zeigt ein Brief nach seiner Rückkehr nach Deutschland, vom Jahr 1780; daß er 1780 von Neapel kam, als er nach Wien reiste, wird wahrscheinlich durch die naheliegende Annahme, er habe nur ein kürzlich fertiggestelltes Porträt der Königin Caroline ihrer Mutter nach Wien bringen sollen. Er hat in Neapel auch die Prinzessinnen gemalt und manche Personen des Hofes, darunter auch den österreichischen Grafen von Lamberg (siehe Verzeichnis), einen Hauptschützen aus der nächsten Umgebung des jagdlustigen Königs. Überhaupt müssen noch viele Bilder von ihm in Italien vorhanden sein, sind aber, wie Professor Vogel meint, nur durch den Augenschein festzustellen.

Daß Tischbein in Wien eine Weile bei seinem Freunde Friedrich Hein-

¹ Ein reiner Engel, artig und höchst liebenswürdig, ein Heiliger ersten Ranges, freundlich, höflich, von vornehmstem Sinn und gutem Herzen und von den erlesensten Eigenschaften, wie ein Christ nur sein kann.

² Leiblicher Vetter.

³ Daselbst 2, 34f.

rich Föger, aus Heilbronn (1751—1818), geblieben sei, ist wohl anzunehmen; er hat ihn aber schon in Italien, wo jener acht Jahre studierte, zum Freund gewonnen. Auch Föger war ein guter Bildnismaler, seine Glanzleistung besteht aber in seinen Miniaturen, die seinen etwas verblassten Ruhm wieder erneuert haben¹. Daß Tischbein sich dort besonders vervollkommen habe, wie Caroline meint, ist dagegen nicht sehr wahrscheinlich; Föger war ein Schüler Dsers, konnte ja auch als Akademieprofessor ihm ein Führer zu den dortigen Kunstschätzen sein, aber dem eigensten Fach des Freundes blieb Tischbein doch fern.

Wertvoller noch als sein erneuter Verkehr mit Föger, der, wenn er auch seine Farbengebung beeinflusst hat, dies länger und wirksamer schon vorher hat tun können, ward für Tischbein zur richtigen Ausnugung seines Wiener Aufenthalts sein hochgebildeter, liebenswürdiger Gastfreund in Wien, der ihn in seine Familie aufnahm und ihn am besten über alle österreichischen Dinge belehren konnte.

Dieser hervorragende Mann war der Wirkliche Rat in der Akademie der bildenden Künste von Birkenstock, und der Auftrag der Königin, der den Künstler über Wien führte, hat ihn wohl mit diesem in Berührung gebracht, mehr noch als sein Freund Föger, der auch viel und vertraut in dessen Hause verkehrte.

Johann Melchior Birkenstock entstammte dem Nachbarland Hessen-Cassels, dem Eichsfeld, wo er 1738 in Heiligenstadt geboren war. Nach dem Studium der Philologie in Göttingen und Erfurt fand er schon 1763 in Österreich erst einen diplomatischen, 1768 einen staatsmännischen Wirkungskreis, in dem er der Kaiserin Maria Theresia und später ihren Söhnen Kaiser Joseph II. und Leopold II. für die geistige Hebung ihrer Länder im Sinn der Aufklärung der verdienstvollste Helfer wurde. Er ward Wirklicher Hofrat im Generaldirektorium, besonders Referent der Studien- und Zensurkommission, wurde auch geadelt, aber, als die Reaktion wieder Macht gewann, in den Ruhestand versetzt, so daß er wieder ganz den Wissenschaften leben konnte. Ein emsiger Sammler von Kunstschätzen und Büchern, bewohnte er mit seiner Gattin, einer Schwester des Bischofs Hay — was ihn zum Schwager des gleichgesinnten berühmten Joseph von Sonnenfeld machte —, ein stattliches dreistöckiges Haus im Südosten der Kaiserstadt, in der Erdberger Gasse, in deren Nähe einst Herzog Leopold den heimkehrenden Richard Löwenherz in Haft nahm; er hatte es sich 1777 auf dem Rebengelände neben dem Donaukanal selbst erbaut und geschmackvoll besonders nach der Garten-

¹ Siehe dieselben bei M. v. Bohm, *Miniaturen*, 1920, und besonders bei Laban, *Preußische Kunstsammlungen* Bd. 26, Heft 1.

seite hin ausgestaltet. Es ward ein Mittelpunkt erlebener Wiener Kreise, und Tischbein verlebte dort mehrere angenehme Frühlingswochen. Besonders befreundete er sich auch mit dem kleinen Söhnchen des Paares, das aber früh starb. Daher boten beide, als ihnen, bald nach des Gastes Abreise, am 28. Mai 1780 eine Tochter geboren ward, im Scherze ihm deren Hand an, was ihn veranlaßte, im zweiten Briefe ausführlich auf diesen Spaß einzugehen. Das Mägdlein, Johanna Antonie, ward aber am 12. August 1798 die feingebildete, später auch mit Goethe schöne Briefe wechselnde Gattin des Frankfurter Handelsherrn Franz Brentano (1765—1844), der mit ihr seine zahlreichen jüngeren Geschwister — es waren zwanzig aus drei Ehen — Clemens und Bettine, Gundel und Meline treulichst versorgte und zusammenhielt. Nach Birkenstocks Tod (1807) zog das Brentanosche Paar sogar selbst für mehrere Jahre in „Tonis“ ererbtes Vaterhaus, wo Clemens und Bettine und Gundels Gatte, Friedrich Karl von Savigny, wiederholt ihre Gäste waren, Bettine auch Beethoven den Geschwistern zuführte¹, der ein häufiger Gast des Hauses und ein inniger Freund des liebenswürdigen Paares ward.

Das Haus, das von Bettine reizend in ihrem Briefe vom 15. Mai 1810 an Goethe geschildert ward, mit seinen schönen Räumen und seinen künstlerischen Schätzen wurde 1832 verkauft; auch diese letzteren wurden dabei abgegeben, und das Haus selbst verlor allmählich sein Aussehen und Ansehen — sonderbar, daß ein Neffe des Paares, der Philosoph Franz Brentano, noch 1874 ohne Kenntnis seiner Vergangenheit darin Wohnung nahm! — und hat 1912 einem großen Miethause Platz machen müssen².

Ende Mai 1780 reiste Tischbein dann bei schlechtem Wetter, immer allein im Postwagen sitzend, in ununterbrochener anstrengender Fahrt nach München. Als er von da einen Ausflug nach dem drei Stunden entfernten Pfarstädtchen Schleißheim machte, voll Begier, im dortigen kurfürstlichen Lustschloß die Bildersammlung zu sehen, fand er zu seiner unangenehmen Überraschung die Wände der Galerie leer: die Bilder waren fünf Tage vorher nach München weggeführt worden, da aller kurfürstliche Bilderbesitz damals aus den Schlössern in Stadt und Land zu einer großen Sammlung dort vereinigt werden sollte. Einige der besten sah er dann in München doch noch.

¹ Bettine an Goethe, Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, 28. Mai 1810.

² Siehe den stimmungsvollen Aufsatz von Hermine Clöter in ihrem Buche „Zwischen Gestern und Heute“, Berlin 1912, S. 157—172, und daselbst das Porträt Birkenstocks S. 160 und eine Abbildung des Hauses S. 156.

Nachdem er dann noch den „König Lear“ hatte von Fr. L. Schröder in der „Comödie“ darstellen sehen, fuhr er noch am selben Abend „in Gesellschaft einer artigen Französin“ nach Stuttgart.

Dort war er Zeuge des schönen Glücks seines „Herzensfreundes Gott-hard Müller und seiner Müllerin“, wodurch „mein Elibatsgedanke einen starken Stoß bekam. Diese Leuten leben schon ganze drei Jahre mit-, neben- und füreinander und haben sich noch freßlieb!“

Er blieb gerne mehrere Wochen bei dem Paare und hat außer Müller selbst die junge schöne Frau mit ihrem Kind, „la tendre mère“, damals auch gemalt, ein besonders anziehendes Bild!

Auf der Weiterreise besuchte er auch Cassel wieder, das er „ungemein zu seinem Vorteil verändert fand“, und langte Mitte Juli 1780 glücklich in Arolsen an, wo er im September den dritten seiner Briefe an die gütigen Wiener Gastfreunde schrieb, die diese Reisenachrichten enthalten; beiden muß er recht gut gefallen haben, denn Birkenstocks Gattin sandte ihm eine selbstgefertigte Stickarbeit zum Andenken nach.

„Nun bin ich zu Arolsen“, schreibt Tischbein dem Paare, „bei meinem liebenswürdigen Fürsten. Er überhäuft mich mit Merkmalen seiner besonderen Gnade. Ich hoffe hier recht glücklich zu leben, besonders wenn in der gefährlichen Lotterie des heiligen Ehestands ich auch nur einen kleinen Gewinn davontragen sollte. Ich bin übrigens zu einer guten Zeit hier angekommen. Bei zwanzig hübscher Mädchen, just im rechten Alter, auch alle vom besten Willen, sind hier: ob aber das meinige darunter ist, fühle ich noch nicht. Es ist mir so, als wenn ich einen innerlichen Brand fühlte. Ich komme mir eben vor (sans comparaison) wie ein Häufchen Zunder, worauf in einem Schlag mehr als zwanzig Funken fallen; der Zunder fängt an, zu glimmen, wer aber kann entscheiden, welcher oder welche von diesen Funken haben gezündet?“

Sobald ich etwas Näheres davon wissen werde, werde ich es Ihnen mitteilen.

Ich habe einstweilen ein kleines Haus einbekommen, bis das meinige, auf Kosten des Fürsten, aber nach meinen Angaben zu bauende, wird fertig sein. Meine Bedingungen sind 500 rh. fixum, die Arbeiten werden besonders bezahlt, freie Wohnung, Holz, Korn, Fourage für zwei Pferde 2c. 2c. Hierfür bin ich gehalten, sechs Monate im Jahre hier zu leben, die andere Hälfte des Jahres ist ganz mein. Die besonders gnädige Begegnung des Fürsten aber ist mir der wichtigste Punkt meiner jetzigen Verfassung.

Meine Haushaltung besteht gegenwärtig aus meiner Mutter, meiner

Schwester¹, einem Schüler, einer Magd, einem Bedienten, einem Pferd, einer Kuh, einem Hund und anderen niedlichen Tieren.

Der Ort selbst ist seiner schönen umliegenden Gegenden wegen recht für meinen philosophischen Sinn. Aber mich dünkt, ich müsse nun auch eine Philosophin haben.“

Das war in der Tat ein stolzer Anfang für den bisher so unsteten dreißigjährigen „Herrn Rat“!

Den vorstehenden brieflichen Mitteilungen fehlt auch die Bestätigung von der Gegenseite nicht².

Denn am 20. Juli 1780 heißt es im Dekret des Fürsten Friedrich: „Wir haben unserm Kabinetmaler Tischbein einen jährlichen Gehalt von 500 Thln. in Gnaden ausgesetzt, und zwar soll er ihm vom 1. Juli d. J. ab richtig und ordentlich ausgezahlt werden.“ Und weiter im Dekret vom 14. August, daß „Wir Unserem Kabinetmaler Joh. Friedrich August Tischbein in Ansehung seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, besitzenden Kunst-erfahrenheit und anderer löblicher Eigenschaften den Charakter Unseres Rates in Gnaden beigelegt haben. Wir deklariren dieses hiedurch und ersuchen zugleich jedermänniglich, den Unserigen aber befehlen wir, gedachtem Unserm nunmehrigen Rat Tischbein diesen Charakter zuzuerkennen und zu achten.“

Zugleich wurden ihm noch ausgeworfen an Naturalien: „12 Mütte³ Korn, 24 Malter⁴ Holz, frei aus dem Magazin geliefert, 30 Mütte Hafer, 50 Zentner Heu, 180 Gebund Stroh.“

Im Jahr 1781 hat er schon gleich einen Urlaub angetreten: denn am 26. Juni schreibt der (unten von Caroline erwähnte) Prinzenenerzieher Euler aus dem Haag an den ihm in Pyrmont bekannt gewordenen Frensdorf, es sei ihm nicht gelungen, Tischbein Aufträge des Hofes zu verschaffen, da die Kinder schon mehr gemalt worden seien und die Eltern keine Lust hätten zu sitzen. So werde er denn nächsten Montag nach Paris abreisen. Dort lebte wieder Müller mit seiner jungen Frau, die er aber damals verlor; Tischbein ist dann nach dem Haag zurückgekehrt und den Winter über da geblieben; denn das Selbstporträt, das dort gemalt wurde und heute dem Rijksmuseum angehört (s. Titelbild), ist mit „1782“ bezeichnet. Von da

¹ Stiefmutter und -schwester nahm der gutmütige Mann also — wohl aus Hildburghausen — sofort in sein Haus. Letztere (1766—1840) heiratete noch 1802 den Kaufmann J. G. Wolf in Hamburg und ist kinderlos dort gestorben. Sie wird als Malerin und Kunststickerin genannt in Naglers Kunstlexikon.

² Marburger Archiv a. a. D. Nr. 15 ff.

³ Zu je 220 Liter.

⁴ Zu je 187 Liter.

ging er wieder nach Stuttgart, wo Müller sich inzwischen wieder verheiratet hatte, und malte auch die zweite Frau¹ und ihn selber.

So kam er wohl im Herbst 1782 nach Urolsen heim; seine Werbung um die jüngere Demoiselle Müller, Sophie, Tochter des Fürstlichen Kammerrats, nahm doch gewiß ein paar Wochen in Anspruch: Sophiens Oheim Frensdorf hatte sich bei Tischbein ihr Bild bestellt, und bei den Sitzungen dazu fand sich das junge Paar zusammen. Und da die Zweiundzwanzigjährige ihre bräutliche Ausstattung, wie damals üblich, schon fertig hatte, so konnte die Hochzeit schon am 5. Januar 1783 erfolgen.

Um dies letztere zu ermöglichen, hatte der Fürst freilich am 3. Januar (er schreibt noch 1782 statt) 1783 dem Konsistorialrat und Hofprediger Steinmeß mitgeteilt, er habe erlaubt, daß der Rat Tischbein ohne vorherige Ausrufung im Haus priesterlich getraut werde. Und am 29. September bekundet er, „daß er das unter dem 9. Mai durch Frensdorf erstandene Beck'sche Haus dem Rat Tischbein zu seinem beständigen Eigentum und zu seiner freien Disposition geschenkt, auch bereits unlängst habe übergeben lassen².

Dieses Haus hat Tischbein wohl bis 1791 bewohnt und dann verkauft, da der Fürst am 20. August 1791 den Kammerrat Winterberg beauftragt, das Thonsche Haus auf fürstliche Rechnung für den Rat Tischbein zu mieten. — Und nun mag uns Caroline selbst von den fünf nächsten Jahren erzählen!

¹ Ihr Bild von Walch s. Bi. 723.

² Es hat vor vierzig Jahren noch gestanden und dann dem Posthause Platz gemacht.